

ZPTh

Zeitschrift
für Pastoraltheologie

Nähe

Von der Zwiespältigkeit zwischenmenschlicher Nähe

Nähe zwischen zwei Menschen erscheint auf den ersten Blick als das Notwendige und Wünschenswerte, das wir im Kontext unserer hochkomplexen Welt, in der digitale Vorgänge direkte Face-to-face-Kommunikation immer stärker zu ersetzen drohen, umso dringender brauchen. Die Nähe zwischen einer Mutter und einem neugeborenen Kind – in der christlichen Ikonografie besonders verbreitet als das Bild von Maria mit dem Jesuskind auf dem Arm – gibt das Urbild für diese zwischenmenschliche Nähe ab. Im Unterschied zu fast allen Tieren ist ein Menschenkind eine „physiologische Frühgeburt“ (so der Biologe und Anthropologe Adolf Portmann), die das frühe In-die-Welt-geworfen-Sein durch eine jahrelange Zeit der körperlichen und emotionalen Nähe zu einer engen Bezugsperson (mothering person) kompensieren muss. Und es wird immer wieder angenommen, dass aufgrund dieser quasi paradisi-schen Anfangserfahrung häufig die tiefste (unbewusste) Sehnsucht auch eines erwachsenen Menschen einer Rückkehr zur oder Verschmelzung mit der Mutter gilt. In Zeiten von Krankheit, Krise und Trauer ist eine solche Regression bekanntermaßen verbreitet; nicht selten rufen auch sterbende alte Menschen noch nach ihrer Mutter.

Die bleibende Sehnsucht nach Nähe lässt sich plausibel machen aus den Erfahrungen, die von der Entwicklungspsychologie beschrieben werden: Am Anfang des Lebens steht eine Art von Symbiose mit der Mutter (vgl. die Forschungen der Psychoanalytikerin Margret Mahler zur frühen Symbiose zwischen Mutter und Kind¹), welche die notwendige Voraussetzung abgibt, damit das Kind wachsen und gedeihen kann. Darüber hinausgehend weist die von dem Psychiater und Psychoanalytiker John Bowlby in den 1940er-Jahren entwickelte und seither weiter ausdifferenzierte sog. Bindungstheorie und Bindungsforschung² nach, dass eine sichere und enge emotionale Bindung des kleinen Kindes zu den relevanten Bezugspersonen, wie sie durch verlässlichen und feinfühligem Körper- und Blickkontakt entsteht und immer wieder bekräftigt werden muss, eine stabile Grundlage für eine angemessene Beziehungsfähigkeit auch in späteren Lebensaltern darstellt. Die drei anderen ebenfalls gut erforschten Bindungsformen, unsicher-vermeidende, unsicher-ambivalente oder gar desorganisierte Bindungen, in denen jeweils der Kontakt zu den Bezugspersonen vom Kind als nicht verlässlich oder sogar als chaotisch erlebt wird, erzeugen demgegenüber entsprechend verunsicherte Kinder und Erwachsene, die u.U. zeitlebens mit Selbstunsicherheit, Aggression und Beziehungsabbrüchen gegenüber anderen zu kämpfen haben.

¹ Vgl. Phyllis Tyson – Robert L. Tyson, Lehrbuch der psychoanalytischen Entwicklungspsychologie, Stuttgart/Berlin ²2001, 100ff.

² Vgl. ausführlich Karl Heinz Brisch – Klaus E. Grossmann u. a. (Hg.), Bindung und seelische Entwicklungswege, Stuttgart ⁴2017.

Die Debatte um die Bedeutung zwischenmenschlicher Nähe bekommt zusätzliches Gewicht durch den gegenwärtigen postmodernen gesellschaftlichen Kontext: Nähe wird als starker Kontrast zu einer vermeintlich „kalten“ technologisch und kompetitiv geprägten Gesellschaft wertgeschätzt. Familie, Freundschaft, die Privatsphäre überhaupt werden zu Rückzugsorten der Geborgenheit, der Vertrautheit und Entspannung in einer rücksichtslos fordernden und vielfach überfordernden Umgebung idealisiert. Hartmut Rosa nennt die Familie einen „Resonanzhafen“ in einer ansonsten indifferenten oder sogar feindlichen Welt des Kampfes und der Konkurrenz³ und sieht auch das nach wie vor unter jungen Erwachsenen populäre Ideal der bedingungslosen, romantischen Liebe vor dem Hintergrund dieser gesellschaftlichen Bedingungen. (Psychosomatische) Medizin, Psychotherapie und Entwicklungspsychologie haben zunehmend deutlich herausgearbeitet, dass und wie körperliche Berührung heilende Wirkungen haben kann; große Teile der gegenwärtigen Wellnessindustrie basieren auf diesen Wohlgefühl und Glück versprechenden Aspekten von (körperlicher) Nähe. Dass sie jedoch auch Einfallstor für Übergriffe und Grenzüberschreitungen sein kann, wird dabei allerdings gern verschwiegen. Regression kann gelegentlich notwendig und hilfreich sein, um wieder nach vorne gehen zu können (Progression), sie kann aber auch eine bleibende Versuchung darstellen, sich den Mühen z.B. des Arbeits- und Beziehungslebens dauerhaft entziehen zu wollen.⁴

In der christlichen Tradition begegnet uns eine besondere Färbung der Nähe-Thematik: Hier erscheint Nähe verwoben in das große semantische Umfeld von Liebe, Nächstenliebe, Feindesliebe, Gemeinschaft, Verbundenheit, Harmonie, Frieden, Geduld, Milde, Barmherzigkeit, Verzeihen, Aggressions- und Konfliktvermeidung.⁵ Aus möglichen heilsamen Erfahrungen werden unter der Hand im Lauf der Zeit Gebote: Die sog. Haustafeln (Gal 5, 19ff; Eph 5,21ff.) zeichnen das Bild einer frühchristlichen Anständigkeit unter der Überschrift des Liebesgebots. Liebe im christlichen Kontext wird verstanden als *agape*, als uneigennützig, aufopferungsvolle, platonische Liebe, die immer eine gewisse Distanz zum anderen Menschen einhält und die heiße Nähe des Eros zu meiden sucht. Man betrachtet einander als „Brüder und Schwestern“, man duzt sich in den Gemeinden verbreitet, um die bestehenden dienstrechtlichen Unterschiede (z. B. zwischen Haupt-, Neben- und Ehrenamtlichen) zu verwischen; eine flache Hierarchie gilt eo ipso als gut; man bemüht sich, einander zu mögen, zu respektieren und zu ertragen; Konflikte werden möglichst umschifft, Entscheidungen „einmütig“ gefällt (wie es manche Kirchenordnungen sogar amtlich fixieren). Eine solche Art von Gemeinschaft kann in der Tat wohltuend und aufbauend sein (die Forschungen zum Zusammenhang von Religiosi-

³ Hartmut Rosa, *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*, Berlin 2016, 341.

⁴ Michael Balint hat entsprechend zwischen benigner und maligner Regression unterschieden.

⁵ Vgl. beispielhaft Michael Klessmann, *Das Pfarramt. Einführung in Grundlagen der Pastoraltheologie*, Neukirchen 2012, 136f. zu den Stichworten Familiaritätsprinzip und Harmonieprinzip im Kontext von Kirche.

tät und Gesundheit belegen das⁶), aber natürlich auch ein Mittel zur unterschwelligem, in der Regel nicht thematisierten Ausübung von Macht und Kontrolle.

Auch im Pfarrbild spielt Nähe zu den Menschen eine bedeutende Rolle: Kirchensoziologische Umfragen ergeben seit Jahrzehnten, dass im beruflichen Selbstbild der Pfarrer*innen die Rolle des Seelsorgers, der Seelsorgerin, und damit verbunden der Wunsch nach emotionaler Nähe zu den Menschen, mit denen man professionell zu tun bekommt, den ersten Platz einnimmt.⁷ In den Anfangsjahren der Seelsorgebewegung stand das Konzept der Begleitung, der Annahme, der Empathie exklusiv im Vordergrund der Seelsorgekonzepte; die Fähigkeit, emotionale Nähe zu einem anderen Menschen herzustellen, galt als grundlegende und notwendige Kompetenz, die dann auch noch theologisch aufgeladen wurde⁸: In der (freilich nicht verfügbaren) Nähe zum anderen Menschen kann sich eine Gotteserfahrung anbahnen. Dieses Näheideal wird jedoch notwendigerweise konterkariert durch die Tatsache, dass Pfarrerinnen und Pfarrer (sowie andere kirchliche Berufe) grundsätzlich als Rollenträger*innen arbeiten, also nicht als Privatpersonen auftreten, sondern im Rahmen eines kirchlich vorgegebenen Rollenkonzepts, auch Amt genannt, agieren. Vielen fällt diese Einsicht schwer, in zahlreichen Supervisionen habe ich das erlebt: Sie möchten die Arbeits- und Beziehungsgestaltung im pastoralen Umfeld vom Ideal der persönlichen, freundschaftlichen Nähe her strukturieren – und sind dann überrascht, wenn sie in Konfliktfällen nicht vorhergesehene Schwierigkeiten erleben. Konfliktlösungen sind in der Regel nur möglich, wenn man sich auf Distanz zueinander begibt, wenn es neben Begleitung (physisch abgebildet im nebeneinanderher Gehen) und vorübergehender Identifikation auch zur Begegnung (einander gegenüberstehen), in der man einander in die Augen sieht, kommen kann. Man sieht eben nicht nur mit dem Herzen gut, wie es Saint-Exupéry romantisch suggeriert hat, sondern oftmals braucht es den klaren Blick aus der Distanz, gerade in Seelsorge und Beratung. Bekanntermaßen ist man als Familienmitglied oder Freundin nicht geeignet für eine seelsorglich-beraterische Begleitung, weil man zu nah dran, zu stark emotional involviert ist.

Vor dem angedeuteten Hintergrund ist die hohe Wertschätzung zwischenmenschlicher Nähe natürlich nicht falsch, aber sie ist definitiv einseitig und unterkomplex – das zeigt wiederum ein Blick in die Entwicklungspsychologie. Denn eine sichere Bindung stellt nun zugleich eine hinreichende Voraussetzung für die Loslösung des Kindes von der bemutternden Person dar, vermittelt die Sicherheit, nun endlich, wenn auch in kleinen Schritten, selbstständiger und unabhängiger werden zu können. Die schon zitierte Margret Mahler hat anschaulich beschrieben, was die meisten Eltern aus eigener Erfahrung kennen: Ein Kind, das zu krabbeln lernt, bewegt sich bald von der Mutter weg, schaut sich aus einem gewissen Abstand um, um

⁶ Vgl. Michael Klessmann, Does Faith Heal? Reflections on the Complex Relationship of Religion, Illness and Health, in: Beate Jacob – Birgit Weyel (Hg.), Spirituality, Mental Health and Social Support. Berlin/Boston 2020, 23–37.

⁷ Im Bereich der Politik ist „nahe bei den Menschen“ zu sein ein Ziel, das bei Wahlen mühelos differenzierte inhaltliche Orientierungen politischen Handelns ersetzt.

⁸ Vgl. ausführlicher Michael Klessmann, Seelsorge. Begleitung, Begegnung, Lebensdeutung im Horizont des christlichen Glaubens, Göttingen ⁶2022, 276ff.

Kontakt zu suchen und sich der Anwesenheit der Mutter zu vergewissern, und krabbelt dann, wenn der Augenkontakt geglückt ist, munter weiter weg. Hier kommt – aus entwicklungspsychologischer Sicht – zum ersten Mal die notwendige und positive Bedeutung von Distanz, der Fähigkeit auf Abstand zu gehen und sich abzugrenzen, sich selbstständig zu machen, ins Spiel: Die genannte frühe Symbiose zwischen Mutter und Kind (deren Ausprägung und Stellenwert in der sog. Säuglingsforschung allerdings strittig ist⁹) muss überwunden werden zugunsten von immer mehr Schritten in Richtung Loslösung und Individuation. Nicht überwundene Symbiose zwischen Mutter und Kind erstickt das Kind gewissermaßen, hält es abhängig und unselbstständig.¹⁰ Identität gewinnt man nicht ohne Trennung, ohne Distanzierung und Ent-Identifizierung. Nicht zufällig können Kinder meistens „nein“ sagen, bevor sie lernen, „ich“ zu sagen! Damit ist ein paradoxer Sachverhalt benannt: Menschen brauchen einerseits und immer wieder gleichsam als Basis die Nähe und Identifizierung in Bezug zu anderen (Eltern, Geschwister, Kinder, Freunde und Freundinnen etc.). Gleichzeitig brauchen sie die Fähigkeit, eben diese Nähe zwar innerlich zu bewahren, sie aber zugleich zu überwinden, hinter sich zu lassen, sich selbst als unabhängig und selbstwirksam zu spüren und zu entwickeln und einen wirklich eigenen Weg zu finden, der dann auf neuem Niveau wiederum Nähe zu anderen erlaubt. Die für jedes Erwachsenwerden notwendige Erfahrung der Selbstwirksamkeit („ich kann etwas bewirken“, „ich bin in der Lage, meine Wünsche und Pläne wenigstens begrenzt umzusetzen“ etc.) kann sich nur einstellen bei gleichzeitiger innerer Freiheit gegenüber bedeutsamen anderen. In ähnlicher Weise braucht es ein ausgewogenes Verhältnis von Nähe und Distanz in jeder Paarbeziehung. Aber die eigene Identität zu suchen, stellt immer ein Risiko dar, ist möglicherweise mit Trauer und Schmerzen verbunden (z. B. wenn erwachsene Kinder das Elternhaus verlassen): Man muss die vertrauten Personen zumindest partiell loslassen, und man kann sich selbst, sein Leben, seine Möglichkeiten verfehlen und irgendwo im Prozess der Loslösung stecken bleiben. Manche scheuen solche Schritte und halten sich lieber im vertrauten, geborgenen Umfeld auf – um den Preis der inneren Freiheit. Ein weiteres Feld, in dem wir eigentlich erst in den letzten Jahrzehnten die produktive Bedeutung von Distanz und Differenz erkannt haben, liegt in der interkulturellen und interreligiösen Begegnung. Hier stellen wir unübersehbar fest, wie groß die Fremdheit zwischen Menschen unterschiedlicher Kulturen und Religionen ist, im Blick auf kulturelle, religiöse, sprachliche etc. Gepflogenheiten – und nur wenn man gegenseitig zunächst die Fremdheit anerkennt, kann man der anderen Person gerecht werden. Ansonsten erliegt man leicht der Gefahr, den*die andere*n mit den eigenen Wertmaßstäben zu vereinnahmen, sie gleichsam heimlich zu kolonisieren. Damit ist z. B. auch der latente Optimismus der personenzentrierten Psychotherapie von Carl Rogers, wir könnten, wenn wir uns Mühe geben, den anderen Menschen verstehen, uns in ihn einfühlen, uns in seinen „frame of reference“ versetzen, erst einmal ent-

⁹ Vgl. Martin Dornes, *Der kompetente Säugling. Die präverbale Entwicklung des Menschen*. Frankfurt a.M. ¹³2011, 61f.

¹⁰ Das gegenwärtig aktuelle Stichwort von den Helikoptereltern beschreibt einen ähnlichen Vorgang des Überbehütens, der Kinder und Jugendliche unselbstständig macht.

mythologisiert. Am Anfang steht die Fremdheit – und Nähe kann eigentlich nur gelingen, wenn sie im Bewusstsein der bleibenden Differenz geschieht. Einmal dafür sensibilisiert, erkennt man: Die Dimension der interkulturellen Fremdheit beginnt im Grunde schon im vertrauten Umfeld, weil man doch nie wirklich weiß, was in der anderen, vermeintlich nahestehenden Person gerade vorgeht. Je näher man sich kommt, desto deutlicher wird zugleich, wie fremd man einander letztlich bleibt. So erscheinen Nähe und Distanz nicht mehr als sich ausschließende Gegensätze, sondern als sich wechselseitig bedingend.

Diese anthropologischen Beobachtungen können Auswirkungen auch auf das Gottesverständnis haben. Wiederholt ist von der Pastoralpsychologie im Anschluss an Erik Erikson die Beziehung zwischen Mutter und Säugling als „Urszene“ apostrophiert worden, die gewissermaßen Struktur und Qualität der Gottesbeziehung präfiguriert.¹¹ Aber diese Urszene ist ambivalent strukturiert, das wird oft übersehen: Erikson spricht in Bezug auf die erste Lebensphase von Urvertrauen versus Urmisstrauen gegenüber der bemutternden Person und der Spannung zwischen beiden Erfahrungen. Zwar sollte Urvertrauen überwiegen, aber ob es ein Urmisstrauen gänzlich überwinden kann, bleibt offen. Eine Art von Synthese kann man in dem von dem Kinderanalytiker Donald Winnicott entwickelten Modell des Übergangsobjekts erkennen: Kinder können mithilfe eines „Übergangsobjekts“ (Teddy, Schmusedecke etc.) die abwesende Mutter als anwesend imaginieren und sich dadurch getröstet fühlen. Für den Bereich Religion und Glaube kann das heißen: In der Gemeinschaft im Gottesdienst, in Bildern, Ritualen, Gebeten und Musik können die Glaubenden den abwesenden, verborgenen Gott als symbolisch anwesend, ihnen zugewandt erleben. Gotteserfahrung kann sich als ein „Möglichkeitsraum“ (Winnicott) öffnen; er ist weder rein äußerlich noch rein innerlich, sondern im Zwischenraum der persönlichen Imagination angesiedelt. Für die religiöse Praxis bedeutet das, Innen und Außen, Vertrautes und Fremdes, Nähe und Distanz, Realität und Fantasie, Objektivität und Subjektivität möglichst zusammenzuhalten. Der ferne, geheimnisvolle Gott kommt Menschen momenthaft nah, *extra nos* und *in nobis* sind nicht zu trennen. Die in Gebeten nicht selten zu hörende Anrede „guter Gott“ ist sowohl theologisch als auch religionspsychologisch viel zu simpel und Wunschdenken; Gott wird dadurch verharmlost und gleichsam vereinnahmt. Zu glauben, zu erfahren ist seine Nähe immer nur bruchstückhaft, momenthaft, angefochten, im Rahmen einer bleibenden und distanzierenden Unerforschlichkeit. Die Begegnung der beiden Jünger mit dem Fremden auf ihrem Gang nach Emmaus (Lk 24, 13ff.) lässt sich als Veranschaulichung lesen: In dem Moment, in dem Jesus ihnen nahe kommt (indem sie ihn erkennen), entschwindet er. Glaube stellt die symbolisierende Fähigkeit dar, Nähe und Distanz Gottes, seine Liebe und seine Unerforschlichkeit, zusammenzuhalten. In diesem Sinn ist der Glaube (mit Luther) „*creatrix divinitatis*“, der das nicht Sichtbare und nicht Denkbare gleichwohl „für mich“ (*pro me*) vorstellen lässt.¹²

¹¹ Vgl. Gerhard Büttner – Veit-Jakobus Dieterich, *Entwicklungspsychologie in der Religionspädagogik*, Göttingen 2016, 141ff. Vgl. auch Michael Klessmann, *Theologie und Psychologie im Dialog. Einführung in die Pastoralpsychologie*, Göttingen 2021, 117f.

¹² Vgl. Klaas Huizing, *Lebenslehre. Eine Theologie für das 21. Jahrhundert*, Gütersloh 2022, 146f., unter Bezugnahme auf Christian Lehnert.

Prof. em. Dr. Michael Klessmann
Scharnhorststr. 26
D-10115 Berlin
klessmann(at)posteo(dot)de